Christoph Poschenrieder

Fräulein Hedwig

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Andrii Kateryniuk,
›Through The Shadows‹, 2023
Copyright © Andrii Kateryniuk

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
60/25/44/1
ISBN 978 3 257 07350 8

Für Hedwig und Marie

Endlich sagte Goethe: Weißt du, warum es mir ganz unmöglich gewesen wäre, das Buch zu schreiben? Ich hätte mich nie entschließen können, die arme Heldin in so unterdrücktem Zustande durchs ganze Werk durch zu erhalten; man interessiert sich durchaus ihres unbeschreiblichen Leidens wegen für sie, das war meiner Natur nicht möglich (…).

Adele Schopenhauer im Austausch mit Goethe über Sir Walter Scotts Roman ›Kenilworth‹ (1821)

Hedwig schreit

Hedwig schreit. Steht am Fenster und schreit.

Hedwig steht am geöffneten Fenster, hinter sich das Zimmer hell erleuchtet, und schreit auf die Straße hinaus. Marie ist mit ihrem Köfferchen längst abgezogen, sofort, als die ersten Sirenen heulen, sie ist immer die Erste im Keller. Und die Erste wieder draußen: Wer weiß, wie lange die Trümmer halten, und außerdem gilt es die Plünderer abzuwehren; da kann man sich auf Hedwig leider nicht verlassen. Es nimmt sie ja auch keiner mehr ernst. Im Keller sitzen sie und denken sich, die Hedwig soll endlich den Mund halten, die beschwört uns ja noch die Bomben auf unsere Köpfe herab, obwohl das jetzt wahrscheinlich auch keinen Unterschied mehr macht. Aber wer weiß, warum es die einen trifft und die anderen nicht. Man kann sich nur wundern. Ja gut, vielleicht die Schutzengel.

Das mit den Schutzengeln ist ein altes Spiel von Marie und Hedwig. Nach einem Opernbesuch. Ist lange her. Da hat der Vater noch gelebt, Bayern war ein Königreich, Hedwig wollte Sängerin werden und Marie Schriftstellerin.

Jetzt hockt Marie im Keller mit den andern, und sie hoffen, manche beten, dass es auch dieses Mal wieder gut gehen wird, dass sie heil, grau bestäubt, bleich wie die Gespenster,

wieder herauskommen. Es ist oft schon gut gegangen, das Viertel ist bisher glimpflich davongekommen, obwohl die Bahngleise nicht weit entfernt sind. Neuerdings, seit ein paar Wochen, fliegen sie auch bei Tag. Die anderen kamen immer in der Nacht. Ist aber egal, soweit es Hedwig betrifft. Sie steht am Fenster und schreit, ganz gleich, ob Tag oder Nacht. Die anderen schnappen ihre Köfferchen und verkriechen sich in die Keller wie die Asseln, aber sie ballt die Faust, verwünscht die Flieger, schimpft auf alle und jeden, der noch über die Straße läuft, auch die in Uniform. Kein Wunder, wenn sie jeder kennt und keiner leiden kann. Wer mochte sie denn je?

An einem Tag Ende Juni 1944 läuft sie auf die Straße, zwischen den Trümmern herum, in Pantoffeln und im Hauskleid, sie gerät an einen Posten der Luftschutzpolizei.

»So, jetzt ist einmal Schluss mit dem Geschrei und der Aufführung, wertes Fräulein Poschenrieder, jetzt ist einmal endgültig Schluss«, sagt der Luftschutzpolizist, »Sie machen uns ja alle wahnsinnig.«

Noch bevor der Juli 1944 zu Ende ging, war Fräulein Hedwig Poschenrieder, Studienrat a. D., tot. Ermordet, wie sich 75 Jahre später herausstellt.

Hedwigs jüngere Schwester Marie hat einmal begonnen, die Geschichte der Familie aufzuschreiben, wurde damit aber nicht fertig. In gewisser Weise übernehme ich das jetzt, für Marie und für Hedwig.

Diese Familie

Ich will kurz vorstellen, mit wem ich es zu tun habe.

Aus der Krankenakte der Hedwig Poschenrieder, Nr. 357/28, Psychiatrische und Nerven-Klinik München, Nußbaumstraße, angelegt am 6. Mai 1928:

> Autoanamnese.
> Vater starb an Herzlähmung mit 44 Jahren, war Gymnasialprofessor, ein sehr ernster Mann. War lange Gallensteinleidend [sic]. Mutter lebt, 78 Jahre, lebhafter in ihrem Temperament. 3 Geschwister:
> 1 Pat[ientin]
> 2 Maria, 42 Jahre, Sozialbeamtin, unverheiratet, heiter, wird mit allem gut fertig.
> 3 Hermann, 38 Jahre, Studienrat, unverheiratet, ernst.
> 4 Franz, 30 Jahre alt, Studienrat, heiter.

Autoanamnese: So erzählt die Hedwig ihrem behandelnden Arzt an diesem späten Abend im Mai 1928 die Geschichte ihrer Krankheit oder was sie eben von sich erzählen mag. Nein, das ist falsch: So notiert es der behandelnde Arzt an diesem späten Abend im Mai. So oder so, aus den paar Zeilen könnte ich die Geschichte schreiben, die sich hier entfaltet.

Hedwigs Vater, mein Urgroßvater, stirbt an Herzlähmung oder doch wegen des Gallensteinleidens. Ein sehr ernster Mann ist er, Gymnasialprofessor. Aber eigentlich ein Müllerbub, der Erste der Sippe, der studieren ging. »Professor« nennen ihn seine Brüder und auch noch deren Kinder.

Die *Mutter* ist *lebhafter in ihrem Temperament*. Vielleicht ein anderes Wort für heiter. Auf 78 Jahre hat sie es bis dahin gebracht, er bloß auf 44. Vielleicht war er zu ernst.

Über *1 Pat,* die Heldin, die Patientin, Hedwig, noch einiges, gar dieses ganze Buch.

Von *2 Maria,* bei uns die Tante Marie mit der Betonung auf der ersten Silbe, *unverheiratet und heiter*, *wird mit allem gut fertig,* ebenfalls noch einiges. Ist halt doch nicht mit allem fertiggeworden, schon gar nicht gut. Sie kannte ich noch, aber nicht eigentlich als heiter. Falls man das Kennen nennen darf. Es war eher so ein Bestaunen. 1973 gestorben, als ich noch keine sieben Jahre alt war.

Zu *3 Hermann,* entgegen dem Vermerk in der Akte damals schon seit drei Jahren verheiratet, ernst, immer nur das Nötigste, denn da ist zu viel Peinliches. Bei ihm hat irgendjemand auf dem Akt von Hand vermerkt: *(sicher schizoid!!)*. Fragt sich: Woher wollen sie das wissen? Immerhin kommt der Mann in großer deutscher Weltliteratur vor; dazu später mehr. In Person habe ich ihn nie gesehen. Ich kenne seine Briefe an Nr. *2 Maria,* viele Dutzende. Nach 1945 und Entnazifizierung als »Mitläufer« der Kategorie IV eingestuft, war er nie wieder derselbe. Die ganze Welt war nicht mehr so wie vorher, und das hat er nicht verkraftet. 1969 in Burghausen am Inn gestorben, wohin

man ihn versetzt hatte, obwohl er doch so gern in München geblieben wäre.

4 Franz – das ist mein Großvater, der Opa, *Studienrat* und *heiter* –, seit 1922 mit meiner Großmutter verheiratet. Zum letzten Bild, das ich von ihm habe, gehört ein Schlauch in der Nase. Ich hab auch ein schriftliches Memo von ihm, darin verbittet er sich alle lebenserhaltenden Maßnahmen. In meiner Erinnerung sitzt er dösend im Lehnstuhl, ein Radiosprecher leiert die Börsenkurse herunter, die Sonne fällt durch das Wohnzimmerfenster und wärmt das Parkett, auf dem ich aus den Blöcken des Anker-Steinbaukastens einen schwindelhohen Kamin aufschichte und die Räucherkerze daruntersetze, Hauptsache, es qualmt. Oma mosert, Opa guckt mich – … *Hoechst 123,* BASF *94, Siemens 23,* MAN *77* … – aus zusammengekniffenen Augen an und sagt ohne Worte: Passt schon, nachher können wir lüften. Oder wir sitzen auf dem Sofa unter der komischen Stehlampe mit ihren konischen Schirmen, und der Opa liest aus Wilhelm Busch vor: *Wehe, wehe wenn ich auf das Ende sehe.* 1972 gestorben. Die Tante Marie war die letzte Überlebende dieser Generation.

Die einen sind ernst, die anderen heiter – klingt harmlos, aber vermutlich ist es ein psychiatrischer Code, um die Verteilung der Gemüter in dieser Sippe auszuloten.

Nichts gegen ernst, aber heiter, scheint mir, verschafft einen gewissen Startvorteil. Was nicht bedeutet, dass es einen ins Ziel bringt.

Eine Schublade voll

Eine Schublade voll: Postkarten, Briefe, Dokumente, Notizbüchlein, Totenzettel, Zeitungsausschnitte, 150 Jahre alte getrocknete Wiesenblumen aus Podolien, Fotos, amtliche Dokumente, Testamente, Schulhefte, Geburtsurkunden, Abschriften, der Familienstammbaum, Zeugnisse, Bestätigungen, Formulare, Lebensmittelkarten – Fragmente, Fetzen und Fehlstellen, Unvollendetes und Unvollständiges. Die Tante Marie hat das alles gesammelt. Wenn das Haus, in dem sie lebte, nicht in der Nacht vom 7. auf den 8. Januar 1945 zerstört worden wäre und wenn sie beim Umzug ins Altersheim alle ihre Schätze hätte mitnehmen können – dann hätte eine einzige Schublade niemals gereicht. Es ist ein wenig viel – und gleichzeitig viel zu wenig.

Wenn ich mir diese Fotos ansehe, die Briefe in alter Kurrentschrift entziffere, frage ich mich: Wer waren diese Leute, woher kamen sie, wohin wollten sie? Und was habe ich mit denen zu tun? Überhaupt irgendetwas? Wenn Marie ihre *Memoiren* zu Ende gebracht hätte, wüsste ich dann alles über Hedwig? Warum sollte ausgerechnet meine alte Tante, die Geschichtenerzählerin, in ihren Erinnerungen wahrhaftiger sein als alle anderen, Schriftsteller eingeschlossen.

Also die Fakten.

Wir heißen Poschenrieder und kommen aus dem bayerischen Alpenvorland. Wir heißen Poschenrieder, weil wir diejenigen gewesen sind, die Busch- und Strauchwerk gerodet haben, um sich Lebensraum zu schaffen: Äcker, Wiesen, Weiden und Platz für unsere Hütten und Ställe. Andere haben das auch gemacht, uns ist der Name geblieben: Poschenrieder. Im *Poschen-* stecken die Büsche, im *-rieder* das Roden, das Urbarmachen. Wahrscheinlich haben meine Leute auch noch ein paar Sümpfe trockengelegt, es würde in die Gegend passen, aber das hat sich nicht im Namen unterbringen lassen. Der ist lang genug.

Es heißt allgemein, man müsse sich *einen Namen machen:* Was aber nicht bedeutet, dass man den Namen, den man nun einmal abbekommen hat, einfach so verändern könnte. Eher ist es andersherum: Der Name besitzt einen. Dort, wo ich herkomme, pflegt man zu fragen: Wem gehörst denn du? Im Dialekt natürlich, dann klingt es direkter, harscher und genau so, wie es gemeint ist: Du schleppst die Geschichte und die Gegenwart deiner Vorfahren mit. Ob du willst oder nicht.

Wem gehörst denn du?

Dann sagst du brav deinen Namen. Der Vorname zählt nicht, nur der der Sippe. Und die Leute hören das und sagen: Soso. Und denken eher nicht an das Roden von Büschen und Sträuchern. Sondern daran, ob du in diese Sippe passt oder nicht, du Bürschchen, du Hund, du verreckter, und ob sie dich nun an den Ohren abschleppen und am Gartentor der beschämten Mutter mitsamt dem aktuellen Strafregister übergeben mussten.

Oder die Leute fragten: »Zu wem gehörst denn du?«

Das möchte ich auch gerne wissen. Und ich möchte wissen: Gehören die zu mir?